

# Enzyklopädien: Formen für das Ganze des Wissens

STEFAN WILLER

Was seit dem 16. Jahrhundert und bis heute als Enzyklopädie tituiert wird, kann durchaus unterschiedliche Formen annehmen: Weltbuch oder elektronisches Nachschlagewerk, Konversationslexikon oder Fachpublikation, Vademecum oder vielbändige Publikationsreihe, Wissenssystematik oder experimentelles Schreibprojekt. In der Vielfalt solcher Formen und Formate zeigen sich verschiedene, oftmals gegenläufige Programme des Enzyklopädischen. Begriffsgeschichtlich korrelieren diese Differenzen mit den Mehrdeutigkeiten, die sich in und zwischen den beiden Grundwörtern ἐγκύκλιος (*enkyklios*, ›im Kreis, kreisförmig‹) und παιδεία (*paideia*, ›Erziehung, Bildung‹) sowie durch ihre Verknüpfung zum frühneuzeitlich-gelehrtensprachlichen Kompositum *enkyklopaedia* ergeben. Das semantische Spektrum reicht von der ›zyklischen Ausbildung‹ über die ›gewöhnlichen Kenntnisse‹, die ›Summe der Fachdisziplinen‹ und die ›Gesamtheit des Wissens‹ bis hin zum ›Ganzen der Erkenntnis‹. Die Wechselverhältnisse des »unter diesem Etikett zusammengefaßten Wissens insgesamt« und der »unter diesem Titel tradierten literarischen Gattung«<sup>1</sup> sind vielgestaltig und zahlreich bis zur Unüberschaubarkeit – ein Befund, den man auf die literatur-, kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Erforschung des Themas gleich mit ausdehnen kann.

Angesichts dessen gilt es im Folgenden stark auszuwählen und zuzuspitzen. Im Kontext des vorliegenden Bandes richtet sich das Interesse auf die Frage, inwiefern Enzyklopädien *Formen des Ganzen* sind: Formen, die Gegenstände generieren, welche Ganzheit bedeuten. Hinsichtlich der enzyklopädischen Gegenstände, also des in Enzyklopädien dargestellten Wissens, war und ist allerdings umstritten, ob hier überhaupt vom ›Ganzen‹ die Rede sein kann und nicht vielmehr – siehe die bereits verwendeten Begriffe – von der Summe oder Gesamtheit, oder auch vom Allgemeinen, der Vielfalt, der Fülle und Überfülle. Diese Grenz- und Gegenbegriffe des ›Ganzen‹ sind bei einer Sichtung enzyklopädischer Formen mit zu berücksichtigen. Die Überlegungen gliedern sich in drei Teile; die historischen Beispiele stammen vorwiegend aus der Zeit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Zuerst wird die Enzyklopädie als Ordnungsmuster untersucht, also im Hinblick auf die Registrierung, Sortierung, mitunter auch Systematisierung von Wissen. In einem zweiten Schritt geht es um das Verhältnis der verzeichneten Realien zur Medialität der Sprache, also um enzyklopädische Darstellungsfragen. Schließlich wird nach den Bezügen von Enzyklopädien zu einer anderen Form des Ganzen gefragt: dem Roman.

1 Jürgen Henningsen: »Enzyklopädie«. Zur Sprach- und Bedeutungsgeschichte eines pädagogischen Begriffs«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 10 (1966), S. 271-362, hier S. 274.

## I. Enzyklopädische Wissensordnungen

»Wer nicht in Allem etwas weiss, kann in Nichts etwas wissen, so dachten die Alten; daher ihre ἐγκύκλιος παιδεία.« Auf diese Formel brachte August Boeckh in seiner 1877 postum veröffentlichten *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* den dort einleitend dargelegten »Begriff der Enzyklopädie in besonderer Hinsicht auf die Philologie«.<sup>2</sup> Der bei den ›Alten‹, also in der griechischen und römischen Antike verwendete Begriff von *enkyklios paideia* zielt demnach darauf, zwischen einem unerreichbaren epistemischen Maximum, der Allwissenheit, und einem unerwünschten epistemischen Minimum, der Unwissenheit, die vermittelnde Instanz des ›Etwas-Wissens‹ zu etablieren. Dieses Mittlere scheint zwar seinerseits wieder zum Maximalen zu tendieren – »in Allem etwas« –, ist aber von pragmatischem Zuschnitt und begrenztem Anspruch. Boeckhs Belegen zufolge verweist *enkyklios* nicht auf eine »begrifflich in sich abgeschlossene, den ganzen Kreis einer Disciplin oder Wissenschaft im Zusammenhang durchlaufende Darstellung«, sondern meint im spezifischen Zusammenhang mit *paideia* das, »was in den *gewöhnlichen* Kreis der Bildung gehört«, oder gleich die »gewöhnlichen Bildungsmittel«.<sup>3</sup> Auf das Gewöhnliche des enzyklopädischen Wissens, seine Konventionalität, ja Popularität weist Boeckh entschieden hin.

Die Begriffsgeschichtsschreibung hat die altgriechische Bedeutung von *enkyklios* im Sinne von ›gewöhnlich‹ bestätigt, allerdings zu bedenken gegeben, dass schon in der Antike von einer »enzyklischen Bildung« auszugehen sei, die »über die gewöhnliche, d. h. elementare Bildung« hinausgehe.<sup>4</sup> Mit der »gelehrte[n] Rückübersetzung« des Kompositums *enkyklopaedia* um 1500, so Jürgen Henningsen, seien dann »Vorstellungen, die an dem Begriff eines zeitgenössisch verstandenen ›orbis doctrinarum‹ orientiert waren«, verstärkt in den Vordergrund getreten.<sup>5</sup> Damit sei der Wortbestandteil *enkyklios* »seiner üblichen übertragenen Bedeutung als ›landläufig, gewöhnlich, allgemein‹ entkleidet[ ]« und stattdessen »als eine den ursprünglichen Sinn von κύκλος (›orbis, ›circulus‹) adjektivisch wiedergebende Ableitung (›orbiculatus, ›circularis‹)« aufgefasst worden.<sup>6</sup> Eine dahingehende Bedeutung konzediert auch Boeckh, wenn er den Begriff der Enzyklopädie als »allgemeine Kenntniss des gesammten Wissens« und »Zusammenhang aller Disciplinen« bestimmt.<sup>7</sup> Indem er dies von vornherein »in besonderer Hinsicht auf die Philologie« unternimmt, weist er seiner eigenen Fachdisziplin bei der Organisation enzyklopädischen Wissens eine historische Schlüsselstellung zu.

Für eine solche im Wortsinn tragende Rolle der Philologie spricht das Titelpupfer einer frühneuzeitlichen Abhandlung über das Viel-Wissen: *De Polymathia tractatio*.

2 August Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. von Ernst Bratuschek (1877), Leipzig 21886, S. 34-37, hier S. 36.

3 Ebd., S. 34 f.

4 Henningsen: »Enzyklopädie« (Anm. 1), S. 306, mit Verweis auf Friedmar Kühnert: *Allgemeinbildung und Fachbildung in der Antike*, Berlin 1961.

5 Ebd., S. 304.

6 Ebd., S. 281.

7 Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie* (Anm. 2), S. 36.

Das 1603 erschienene Buch des Hamburger Gelehrten Johannes Wower war eines der ersten mit dem Titelwort ›Polymathie‹, das im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts einige Prominenz erhielt.<sup>8</sup> Der Neuausgabe von 1665, veröffentlicht Jahrzehnte nach Wowers Tod, ist ein Kupferstich mit der Überschrift »HOC ONUS HOC OPUS PHILOLOGI« vorangestellt.<sup>9</sup> Hier sieht man einen etwas pausbäckigen Jüngling, der unter der Last (*onus*) seiner Arbeit (*opus*) keineswegs zu wanken scheint, sondern sehr fest auf seinen stämmigen Beinen steht, während er ein kreis- oder kugelförmiges Gebilde schultert. Dessen Beschriftung ist zu entnehmen, dass es sich hier um eine *enkyklios paideia* in Form einer disziplinären Wissenssystematik handelt, vom Trivium aus Logik, Rhetorik und Grammatik bis zu den höheren Fakultäten Medizin, Jurisprudenz und Theologie. Die Philologie fungiert hier aber nicht nur als Garant oder Stabilisator des allgemeinen Wissens. Sieht man das Inhaltsverzeichnis durch, so erscheint sie erneut als bloße Unterrubrik der Grammatik, nämlich als die ›eigentliche‹ Benennung der *grammatica historica*: »Denn diesen Teil der Grammatik nennt man eigentlich Philologie.«<sup>10</sup> Was ist das für eine Philologie, die als Teil der Grammatik zugleich den ganzen Kreis des Wissens tragen kann?

Betrachtet man zur Beantwortung dieser Frage die Titelabbildung etwas näher, dann fällt auf, dass das enzyklopädische Gebilde zugleich weniger und mehr enthält, als noch die Studienordnung der mittelalterlichen Universität vorgesehen hatte. Weniger: Es fehlt das Quadrivium aus Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, um die *septem artes liberales* zu vervollständigen, die, bekannt durch Martianus Capellas spätantike Allegorie der *Hochzeit Merkurs und der Philologie*, die Grundausbildung für die höheren Fakultäten darstellten. Und mehr: Zwischen das zentrale Dreieck des Triviums und die außen verorteten Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin fügt der Illustrator als drei umeinander liegende Ringe das *studium antiquitatis* sowie die *philosophia theoretica* und *practica* ein. Schon in einer der ersten frühneuzeitlichen Enzyklopädien, Gregor Reischs *Margarita Philosophica* (1503), waren die freien Künste um die philosophischen Wissenschaften (*philosophia naturalis* und *moralis*) ergänzt worden – Ausdruck einer veränderten Wissensordnung in der humanistischen Gelehrsamkeit.<sup>11</sup> Bei Wower tritt außerdem das *studium antiquitatis* hinzu, dessen Ring in der Abbildung das Trivium umgibt. Mit diesem Studium befasst sich Wowers *Tractatio* insgesamt, gemäß der im Untertitel enthaltenen Formulierung »de studiis veterum«. Dass dabei *veterum* wohl als subjektiver Genitiv auf-

8 Vgl. Hole Rößler: »Polymathie und Polyhistorie«, in: Herbert Jaumann/Gideon Stiening (Hg.): *Neue Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*, Berlin/Boston 2016, S. 635-676, dort zu Wower S. 661-664.

9 Johannes Wower: *De Polymathia tractatio. Integri operis de studiis veterum ΑΠΟΣΠΑΣΜΑΤΙΟΝ. Editio nova*, Leipzig 1665, Frontispiz, <https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/72465/7/0/> (aufgerufen am 20.02.2021).

10 Ebd., »Tabulae Quatuor Synopticae« C, o. S.: »appellatur enim hæc Grammaticæ pars propriè φιλολογία«.

11 Vgl. Cora Dietl: »Die Organisation neuen und alten Wissens in Memorialbildern. Gregor Reischs ›Margarita Philosophica‹«, in: Gesine Mierke/Christoph Fasbender (Hg.): *Wissenspaläste. Räume des Wissens in der Vormoderne*, Würzburg 2013, S. 78-100.

zufassen ist, dass Wower also weniger daran liegt, die Alten zu erforschen, als daran, die Forschungen der Alten darzustellen, zeigt sich in der eigentlichen Machart seiner Abhandlung, die vor allem aus einer mehrere Hundert Seiten umfassenden Exzerptsammlung antiker Autoren besteht. Darauf deutet der vollständige Untertitel: »Integri operis de studiis veterum ΑΠΟΣΠΑΣΜΑΤΙΟΝ«. Das Wissen der ›Alten‹ wird nicht umfassend dargestellt, sondern aus einem solchen ›vollständigen Werk‹ (*integri operis*) gibt es nur Teile (*apospasmata*) bzw. eine Sammlung solcher Teile (*apospasmatum*).

Die Polymathie beruht demnach auf der Kunstfertigkeit, das vorliegende Wissen in einer Fülle von Teilen zu präsentieren, und es ist nur naheliegend, dass in Wowers Großexzerpt den zugrunde liegenden Techniken des Lesens und Schreibens besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Ablesbar ist das an den tabellarischen Inhaltsübersichten. Die erste Tabelle zeigt die Polymathie noch in ihrem Gesamtaufriß, d. h. in der Unterteilung von Wissenschaften und freien Künsten. Genau hier lokalisiert Wower den Enzyklopädie-Begriff, den er für die wechselseitige Verbindung (*connexio*) der *artes liberales* reserviert.<sup>12</sup> Die folgenden drei Tabellen sind immer weitere Ausschnittvergrößerungen dieser ersten. Die zweite differenziert die *artes liberales* (einschließlich des auf dem Titelkupfer fehlenden mathematischen Zweigs), die dritte und vierte fokussieren die Grammatik, der Wower im Buch selbst mit Abstand am meisten Platz einräumt. Vor allem seine Befassung mit Fragen der Exegese und Textkritik mögen richtungsweisend für eine Definition des Kernbestands von moderner Philologie erscheinen.<sup>13</sup> Allerdings ist die Polymathie im Sinne der Grammatik als »weniger vollkommen« und somit als Propädeutik ausgewiesen, während die »vollkommene« Polymathie sich der Philosophie annähern soll.<sup>14</sup> Vor allem bedeutet *perfecta polymathia* aber eine »überfließende Fülle«, die aus der »Wissenschaft von verschiedenen Dingen« und der »Sammlung aller Arten von Studien« entsteht.<sup>15</sup> Oder im Hinblick auf die Philologie formuliert: »Wenn die Philologie überfließt von zahlreichen Künsten und der Kenntnis verschiedener Dinge, dann heißt sie Polymathie.«<sup>16</sup>

Nochmals anders formuliert, nämlich mit der Skepsis des folgenden Jahrhunderts, wie sie aus den Artikeln »PHILOLOGIE« und »POLYMATHIE« in Diderots und d'Alemberts *Encyclopédie* (1751-1765) spricht: Was eine solche Wissensverwaltung ver-

12 Vgl. Wower: *De Polymathia tractatio* (Anm. 9), »Tabulae Quatuor Synopticae« A, o. S. Vgl. die Belegstellen zu *enkylopaideia*, *enkyklios paideia*, *circulus disciplinarum* usw., S. 275-282; dort S. 276 zu Martianus Capella: »artes liberales, quas Saturâ dictante se scripsisse fingit, *Cyclicas disciplinas* appellat.«

13 Vgl. Klara Vanek: »Antike Grammatik und kritische Philologie. Johannes Wower über die Methode der Textverbesserung in der ›Tractatio de polymathia‹ von 1603«, in: Denis Thouard/Friedrich Vollhardt/Fosca Mariani Zini (Hg.): *Philologie als Wissensmodell. La philologie comme modèle de savoir*, Berlin/New York 2010, S. 109-138.

14 Wower: *De Polymathia tractatio* (Anm. 9), S. 17: »Ea [Polymathia] est duplex: haec, quae minus perfecta & proprie Grammaticae. Illa, perfecta, & Philosophiae proxima.«

15 Ebd., S. 19: »Perfectam Polymathian intelligo, notitiam variarum rerum, ex omni genere studiorum collectam, latissimè sese effundentem.«

16 Ebd., S. 156: »Quae [Philologia] cum pluribus artibus, & multarum rerum scientia exuberet, Polymathia appellata est.«

heißt, ist eine Universal-Literatur («littérature universelle»<sup>17</sup>); was sie zu werden droht, ist eine wirre Anhäufung unnützer Kenntnisse («un amas confus de connoissances inutiles»<sup>18</sup>). Stattdessen möge man sich polymathischer Kenntnisse nur insoweit bedienen, wie sie für ein ganz bestimmtes Thema notwendig sind («pour la nécessité seule du sujet que l'on traite»<sup>19</sup>). Damit wird das Problem aufgeworfen, inwiefern enzyklopädisches Wissen überhaupt begrenzbar ist. Für die aufklärerische *Encyclopédie* ist die Frage nicht so klar zu beantworten, wie es der »POLYMATHIE«-Artikel verspricht. Immerhin führt aus diesem Artikel ein Verweis auf den schlechthin programmatischen Artikel Diderots: »Voyez ENCYCLOPÉDIE«.<sup>20</sup> Und gerade die für dieses Werk so charakteristische Arbeit mit fortwährenden Verweisen aus einem Artikel in zahlreiche andere zeigt, dass Stoppregeln und Begrenzungen »pour la nécessité seule du sujet que l'on traite« nicht leicht zu formulieren sind.

Die Erkenntnis, dass die Akkumulation von Wissen ein methodisches, aber auch ein epistemologisches Problem darstellt, verstärkt sich bereits im Verlauf des 17. Jahrhunderts.<sup>21</sup> Möglicherweise ist der Ausdruck Polymathie selbst eine solche Problem-anzeige. Nach Hole Rößler wurden damit »zunehmend Bildungsprogramme bezeichnet [...], die sich demonstrativ von einer Polyhistorie abzusetzen suchten, die als bloß sozial produktive ›Vielwisserei‹ denunziert wurde.«<sup>22</sup> Während demnach in Polymathien vor allem der Aspekt der *paideia* unterstrichen wurde (daher auch der Philologe als Jüngling im Titelbild zu Wowers Abhandlung), beerbte der überwiegend volkssprachliche Polyhistorismus die aus der Antike überlieferte Tradition der ›Buntschriftstellerei‹. Er diente nicht nur, oft nicht einmal vorrangig der Wissensvermittlung, sondern bewegte sich »jenseits der Systeme« und verband »Bildungs-, Informations- und Unterhaltungsanspruch«.<sup>23</sup> Ob man die Polyhistorie deshalb »von den wie auch immer organisierten Universal- oder Fachencyklopädien« definitiv abzugrenzen

17 »Philologie«, in: Denis Diderot/Jean Baptiste le Rond d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 12 (1765), Ndr. Stuttgart/Bad Cannstatt 1967, S. 508.

18 »Polymathie«, in: Diderot/d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie* (Anm. 17), S. 944.

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Vgl. Ralph Häfner: »Das Erkenntnisproblem in der Philologie um 1700. Zum Verhältnis von Polymathie, Philologie und Aporetik bei Jacob Friedrich Reimmann, Christian Thomasius und Johann Albert Fabricius«, in: ders. (Hg.): *Philologie und Erkenntnis. Beiträge zu Begriff und Problem frühneuzeitlicher Philologie*, Tübingen 2001, S. 95-127.

22 Rößler: »Polymathie und Polyhistorie« (Anm. 8), S. 659.

23 Wilhelm Kühlmann: »Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher ›Buntschriftstellerei‹«, in: Flemming Schock (Hg.): *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*, Berlin/New York 2012, S. 21-42, hier S. 41. Vgl. auch Wilhelm Schmidt-Biggemann: »Polyhistorie/Polymathie«, in: Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Basel/Darmstadt 1989, Sp. 1083-1085; Helmut Zedelmaier: »Von den Wundermännern des Gedächtnisses. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu Polyhistor und Polyhistorie«, in: Christel Meier (Hg.): *Die Enzyklopädie im Wandel von Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit*, München 2002, S. 421-450.

hat<sup>24</sup> oder ob sie selbst eine »enzyklopädische Sammlungspraxis« darstellt,<sup>25</sup> ist in der Forschung umstritten. Fritz Mauthner nahm im lesenswerten »Encyklopädie«-Artikel seines *Wörterbuchs der Philosophie* (1910) den Polyhistorismus als Ausdruck einer Krise des Enzyklopädischen: Mit dem Ende des Renaissance-Humanismus »fiel es immer schwerer, an die Ganzheit, die Rundheit, an ein inneres System aller Wissenschaften zu glauben«, weshalb gerade die redlichen Gelehrten nur mehr »einen großen Haufen von wissenswerten Kenntnissen« versprechen konnten.<sup>26</sup>

Mit dem »inneren System« benennt Mauthner einen Aspekt enzyklopädischer Wissensordnung, der sich von den Konzepten der Fülle, Sammlung und zwangsläufig nur anteiligen Präsentation des Gewussten wesentlich unterscheidet. In der Frühen Neuzeit wird diese andere Option durch das Modell der Universaltopik vertreten. Dabei kann es sich durchaus um den Versuch handeln, innerhalb der polyhistorischen »Haufen« für Ordnung und Zugriff zu sorgen. Wenn etwa Daniel Georg Morhof in seinem *Polyhistor literarius, philosophicus et practicus* das Bild einer »Scheune von Wissen« entwirft, dann versteht sich nach Wilhelm Schmidt-Biggemann die polyhistorische Vorratshaltung »ganz technisch«, etwa indem bei Morhof »alle Argumente mit Namenslisten von Büchern versehen waren, die als Material nebeneinander standen.«<sup>27</sup> Die Universaltopik ist der Modus, in dem man über diesen Vorrat verfügen kann und ihn zugleich weiter anreichert. Dabei handelt es sich um eine Kopierpraxis im emphatischen Sinn: um ein Nutzen und Herstellen von *copia* (»Fülle«), der zugleich quantitativ und qualitativ ausschlaggebenden Kategorie polyhistorischer Kenntnisse.<sup>28</sup> Die Topik lässt sich als »destruktive[ ] Neuorganisation der Logik« kennzeichnen, als Prozess der Entlogifizierung des Wissens, in dem ein metaphysisches Verständnis von Wahrheit einer rhetorischen Technik der Überzeugung das Feld überlässt.<sup>29</sup> Umso mehr ist angesichts dieser Gleichgültigkeit die Simultaneität der topisch versammelten Wissensbestandteile zu betonen.

Geen ein solches »Aufgehen der Polyhistorie in der Universaltopik« ist eingewendet worden, es sei wenig überzeugend, »wenn ausgerechnet die topisch organisierten und ihrem Anspruch nach universalen Enzyklopädien eines Theodor Zwinger oder Johann Heinrich Alsted zum Paradigma der frühneuzeitlichen Polyhistorie erklärt werden.«<sup>30</sup> Andreas Kilcher hat dieses Argument verschärft: Die »materialen Samm-

24 Kühlmann: »Polyhistorie jenseits der Systeme« (Anm. 23), S. 22.

25 Flemming Schock: »Wissensliteratur und »Buntschriftstellerei« in der Frühen Neuzeit: Unordnung, Zeitkürzung, Konversation«, in: ders. (Hg.): *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei* (Anm. 23), S. 1-20, hier S. 3.

26 Fritz Mauthner: *Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, München/Leipzig 1910, Bd. 1, S. 252.

27 Vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983, S. 267 f.

28 Zum Verhältnis von *copia* und Kopie vgl. Stefan Willer: »Was ist ein Beispiel? Versuch über das Exemplarische«, in: Gisela Fehrman/Erika Linz/Eckhard Schumacher u. a. (Hg.): *Originalkopie. Praktiken des Sekundären*, Köln 2004, S. 51-65.

29 Schmidt-Biggemann: *Topica universalis* (Anm. 27), S. 15.

30 Rößler: »Polymathie und Polyhistorie« (Anm. 8), S. 646 f.

lungen« und die »rationale Konstruktion des Wissens« stellten zwei klar unterschiedene enzyklopädische Modelle dar.<sup>31</sup> Alstedes *Cursus philosophi encyclopaedia* (1620) oder Athanasius Kirchers *Ars magna sciendi* (1669) seien kombinatorische Wissenspoetiken, die statt der »materialen Vollständigkeit der Aufzählung, Katalogisierung, Registrierung, Inventarisierung des Vorhandenen« die »formale[ ] Vollständigkeit permutationeller Vernetzungsmöglichkeiten« vorführten.<sup>32</sup> Innerhalb dieses Paradigmas erscheint die Totalisierung des Wissens nicht als Fernziel einer kompulatorischen Wissensverwaltung, die doch immer im Bereich des Vielen und der Fülle verbleiben muss, sondern als etwas, das auf dem Weg des kombinatorischen Kalküls wirklich erreichbar und geradezu mühelos durchführbar ist. Anders als Polymathien und Polyhistorien gehen die enzyklopädischen Systementwürfe unter den Leitbegriffen des Universellen und Generellen tatsächlich aufs Ganze.

Streng genommen kann man also die Enzyklopädie nur unter der Prämisse eines systematisierbaren Wissens als Form des Ganzen bezeichnen. Besonders streng argumentierte in dieser Sache Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Während in einer »gewöhnlichen Enzyklopädie [...] die Wissenschaften empirisch aufgenommen« würden, sei die »philosophische Enzyklopädie« ihrerseits eine Wissenschaft, nämlich die »von dem notwendigen, durch den Begriff bestimmten Zusammenhang [...] der Wissenschaften«<sup>33</sup>: keine Wissenssammlung also, sondern eine Wissenschaft zweiter Ordnung. Hegel entwarf dieses Enzyklopädieverständnis zuerst als Gymnasialdirektor in Nürnberg, wo er ein pädagogisch-didaktisches Reformprogramm vertrat.<sup>34</sup> In einem diesbezüglichen Gutachten heißt es, die Enzyklopädie, »da sie *philosophisch* sein soll«, schließe die »ohnein gehaltlere und der Jugend auch noch nicht nützliche *literarische* Enzyklopädie aus«.<sup>35</sup> Auch die zuerst 1817 publizierte *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* blieb auf die *paideia* verpflichtet, wie der Untertitel hervorhebt: *Zum Gebrauch seiner Vorlesungen*.<sup>36</sup>

In der Vorrede zur ersten Auflage polemisiert Hegel gegen die »Willkür der Verknüpfungen«, die den »Gehalt« von Enzyklopädien trivial und ihre »Form« maniert

31 Andreas B. Kilcher: *Mathesis und poiesis. Die Enzyklopädik der Literatur 1600 bis 2000*, München 2003, S. 370.

32 Ebd.

33 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: »Philosophische Enzyklopädie für die Oberklasse« (1808 ff.), in: ders.: *Werke*, hg. von Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1986, Bd. 4, S. 9–69, hier S. 10.

34 Vgl. Jürgen Kaube: »Hegel, der Erzieher«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.08.2020; vgl. ders.: *Hegels Welt*, Berlin 2020, S. 209–228.

35 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: »Über den Vortrag der Philosophie auf Gymnasien. Privatgutachten für den Königlich Bayrischen Oberschulrat Immanuel Niethammer« (1812), in: ders.: *Werke* (Anm. 33), Bd. 4, S. 403–417, hier S. 407. Der Ausdruck »literarisch« bezieht sich offenkundig auf den Bereich der *litterae* insgesamt, also auf philologische Enzyklopädien im oben genannten Verständnis.

36 Vgl. Thomas S. Hoffmann/Hardy Neumann (Hg.): *Hegel und das Projekt einer philosophischen Enzyklopädie*, Berlin 2019.

und »barock[ ]« erscheinen lasse.<sup>37</sup> In der Einleitung der Neuauflage von 1830 beschränkt er die Aufgabe der Enzyklopädie auf die »Anfänge und Grundbegriffe der besonderen Wissenschaften«,<sup>38</sup> erhebt aber den Systemanspruch der Philosophie über dieses Besondere, weil sie »als ein Ganzes von mehreren besonderen Wissenschaften angesehen werden« könne.<sup>39</sup> Nochmals anders verhält es sich mit den von ihm unterschiedenen drei Teilgebieten der Philosophie (Wissenschaft der Logik, Naturphilosophie und Philosophie des Geistes). Diese »Teile« sind keine Besonderheiten wie die Einzelwissenschaften, sondern jeweils selbst im systematischen Sinne enzyklopädisch, wie Hegel mit einer Anwendung der tradierten Kreis-Metaphorik deutlich macht: »Jeder der Teile der Philosophie ist ein philosophisches Ganzes, ein in sich selbst schließender Kreis«. Aufgrund dieser jeweiligen Totalität begründet jeder »einzelne Kreis [...] eine weitere Sphäre; das Ganze stellt sich daher als ein Kreis von Kreisen dar.«<sup>40</sup> Die Enzyklopädie nach systemphilosophischen Prämissen versteht sich also als totalisierende Meta-Enzyklopädie: eine Form des Ganzen, die auf dialektische Weise aus einzelnen Ganzheiten entstehen soll.

Vor dem Hintergrund dieses philosophischen Enzyklopädieprogramms lässt sich nun deutlicher August Boeckhs etwa gleichzeitig entworfene, ebenfalls im universitären Kontext entstandene philologische Enzyklopädie profilieren.<sup>41</sup> Boeckhs Rekonstruktion der antiken Wortbedeutung läuft, wie gezeigt, darauf hinaus, Enzyklopädie gerade nicht als Systematisierung des Ganzen, sondern als Sammlung des allgemein kursierenden Wissens zu verstehen. Genau daraus scheint er auch seinen eigenen Anspruch abzuleiten: »Ich will damit nicht sagen, dass eine Encyclopädie keinen Zusammenhang haben könne; nur als Encyclopädie hat sie ihn nicht.«<sup>42</sup> Bereits in den einleitenden Überlegungen zur »Idee der Philologie« bestimmt Boeckh seine Disziplin aus dem Abstand zur Philosophie: »[D]ie Philosophie erkennt primitiv, γινώσκει, die Philologie erkennt wieder, ἀναγινώσκει.«<sup>43</sup> Daraus gewinnt er eine genuin philologische Epistemologie, die er auf die berühmt gewordene Formel von der »Erkenntniss des Erkannten« bringt.<sup>44</sup> Doch gerade diese erkenntnistheoretische Rahmung führt dazu, dass Distanz nicht nur zur Philosophie, sondern auch zum bibliographischen Überschwang der frühneuzeitlichen und antiken Philologen gehalten wird. Boeckh plädiert für die Wissenschaftlichkeit der Enzyklopädie selbst, was von Hegels Argumentation nicht so weit entfernt ist: »Soll aber eine Encyclopädie

37 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I*, in: ders.: *Werke* (Anm. 33), Bd. 8, S. 12.

38 Ebd., S. 60.

39 Ebd., S. 61.

40 Ebd., S. 60.

41 Boeckh hielt seine Vorlesungen unter Titeln wie *Encyclopaedia philologica* oder *Encyclopaedia et methodologia disciplinarum philologicarum* zwischen 1809 und 1811 in Heidelberg, dann bis 1865 in Berlin. Zur Konstitution der Publikation von 1877 vgl. das Vorwort des Herausgebers Ernst Bratuschek, in: Boeckh: *Enzyklopädie und Methodologie* (Anm. 2), S. III-VI.

42 Ebd., S. 36.

43 Ebd., S. 16.

44 Ebd., S. 11.



einer Wissenschaft selbst als Wissenschaft dargestellt werden, so muss darin allerdings der strengste Zusammenhang sein.«<sup>45</sup>

Indem somit nicht enzyklopädisches Wissen mit philologischen Mitteln verfügbar gemacht, sondern die Philologie als wissenschaftliche Disziplin enzyklopädisch dargestellt werden soll, rückt das Problem einer Vereinzelung der Wissensbestandteile in den Mittelpunkt, das sich unter den Bedingungen der vormodernen polyhistorischen Gelehrtenkultur so nicht gestellt hatte: »Dass die *Philologie* in dieser Weise als ein Ganzes dargestellt werde, ist um so nöthiger, je weiter die einzelnen Theile, wie eben so viele Fragmente auseinandergestreut, in verschiedenen Köpfen vertheilt sind.«<sup>46</sup> Allerdings steht die Ausrichtung auf den Zusammenhang der Fachdisziplin in einem Dauerkonflikt mit der im Buchtitel angesprochenen Pluralität der »philologischen Wissenschaften«. In dem Aufbau, den Boeckhs Vorlesungen in ihrer gedruckten Version erhalten haben, bildet sich dieser Widerstreit von Ganzheit und Verteilung exakt ab.<sup>47</sup> Der erste Teil liefert mit Hilfe der Unterscheidung von Hermeneutik und Kritik eine »formale Theorie der philologischen Wissenschaft« (im Singular), der umfangreichere zweite Teil behandelt (im Plural) die »materialen Disciplinen der Alterthumslehre«, also die Fülle der philologischen Kenntnisse, die notwendig sind, um die antike Welt der Griechen und Römer in ihrer Mannigfaltigkeit historisch zu untersuchen. In den enzyklopädischen Zuständigkeitsbereich des Philologen fallen Religions-, Wissenschafts-, Kunst- und Literaturgeschichte, aber auch antike Vorstellungen von Chronologie und Geographie sowie kulturelle Techniken und Praktiken: Maß- und Gewichtskunde, Numismatik, Ökonomie, Totenkult. Alle Aspekte bedürfen derselben Akribie in der Erforschung, weshalb sie in Boeckhs Darstellung samt und sonders mit zahlreichen methodologischen Zusätzen versehen sind. Fehlen darf keiner dieser Teile, denn vollständiges philologisches Arbeiten ist nur dann möglich, wenn die »materialen Disciplinen« und Teilkompetenzen »zu einem Kreise«<sup>48</sup> zusammengeschlossen, also nochmals wörtlich: enzyklopädisch behandelt werden.

## II. Enzyklopädische Darstellungstechniken

Als Lemuel Gulliver im Land Balnibarbi die Akademie von Lagado besucht, wird ihm in der Fakultät für Sprachen ein Projekt zur Abschaffung von Wörtern vorgestellt: »[S]ince Words are only Names for *Things*, it would be more convenient for all Men to carry about them, such *Things* as were necessary to express the particular Business they are to discourse on.« In der Praxis ergibt sich allerdings eine Unbequemlichkeit: Je größer und vielfältiger das zu verhandelnde »Business«, umso unhandlicher wird das dafür erforderliche »Bundle of *Things*«. Obwohl die Sprachgelehrten unter der Last ihres Gepäcks fast zusammenbrechen, machen sie unverdrossen mittels der mitgeführten Gegenstände Konversation. Das Fehlen jeglicher Prädikate in dieser Realien-

<sup>45</sup> Ebd., S. 36.

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Vgl. zum Folgenden das Inhaltsverzeichnis, ebd., S. VII-X.

<sup>48</sup> Ebd., S. 258.

sprache stellt offenbar kein Problem dar, wohl deswegen, weil in einem Vorgängerprojekt bereits die Abschaffung von Verben betrieben wurde. Der hauptsächliche Vorteil der wortlosen Sprache liegt in ihrer Universalität: »an Universal Language to be understood in all civilized Nations, whose Goods and Utensils are generally of the same kind, or nearly resembling, so that their Uses might easily be comprehended.«<sup>49</sup>

Jonathan Swifts satirische Erwägung aus dem dritten Buch von *Gulliver's Travels* (1726) steht in zweifacher Hinsicht in Verbindung mit zeitgenössischen Enzyklopädieprojekten. Die Idee der Universalsprache findet sich in mehreren der bereits erwähnten topisch-kombinatorischen Wissenssystematiken.<sup>50</sup> Das gelehrte Herumtragen von Dingen hingegen liest sich als Überpointierung des Modells ›Realenzyklopädie‹, das sich ab dem 18. Jahrhundert auch unter Gattungstiteln wie ›Reallexikon‹ oder ›Sachwörterbuch‹ etabliert. Offenbar wird also die Ausrichtung von Enzyklopädien auf die *Sachen* gerade dort besonders betont, wo sie – außerhalb der Akademie von Lagado – an eine spezifisch lexikalische Ordnung, eine Ordnung der *Wörter*, gebunden ist. Seit dem späten 17. Jahrhundert handelt es sich dabei vorrangig um die alphabetische Ordnung. Nachdem Louis Moréri mit seinem *Grand dictionnaire historique* (1674) die erste alphabetisch sortierte Enzyklopädie vorgelegt hatte, erwies sich in Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique* (1697) das Alphabet als das »adäquate Medium der Kritik älterer Wissenszusammenhänge«: adäquat deshalb, weil durch die alphabetische Anordnung der Einträge die »Sprache als arbiträres Medium« ausgestellt und »als Vermittler eines säkularen Wissens« profiliert werden konnte.<sup>51</sup>

Damit wurde die alphabetische Ordnung zum Standard aufklärerischer Enzyklopädieprojekte. Prinzipiell lässt sich dabei der »dictionnaire de choses« vom »dictionnaire de mots« unterscheiden, so d'Alembert in seinem *Encyclopédie*-Artikel »DICTIONNAIRE«. Außerdem führt er die mittlere Kategorie des »dictionnaire de faits« ein, zu der er Moréri und Bayle rechnet.<sup>52</sup> In der enzyklopädischen Praxis sei diese Typologie allerdings nicht durchzuhalten, weil *mots*, *faits* und *choses* miteinander vermittelt seien.<sup>53</sup> Diderot unterstreicht im Eintrag »ENCYCLOPÉDIE« die sprachliche, insbesondere volkssprachliche Bindung allen Wissens: »Die Sprache eines Volkes bringt dessen Wortschatz [*vocabulaire*] hervor, und der Wortschatz ist ein ziemlich getreues Ver-

49 Jonathan Swift: *Gulliver's Travels*, London 2012, S. 196 (Part Three, Chapter Five).

50 Zum Zusammenhang von Universalwissenschaft und Universalsprache bei Kircher und Leibniz vgl. Kilcher: *Mathesis und poesis* (Anm. 31), S. 364–370. Auch Kilcher verweist auf Swifts Akademie von Lagado, allerdings nicht auf das Universal- und Realsprachprojekt, sondern auf die dort erfundene Maschine zur kombinatorischen Erzeugung von Aussagen; vgl. ebd., S. 159–161, 207.

51 Ebd., S. 228; vgl. dort insgesamt den Abschnitt zur »Alphabetisierung des Wissens«, S. 216–229.

52 »Dictionnaire«, in: Diderot/d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie* (Anm. 17), Bd. 4 (1754), S. 958–970, hier S. 958.

53 Vgl. ebd.

zeichnis [table] aller Kenntnisse dieses Volkes.«<sup>54</sup> Mit dem Ausdruck *table* wird allerdings auch der nicht lexikographische, sondern systematische Anspruch des Projekts reklamiert, in dem – so der *Prospectus* von 1750 – das menschliche Wissen als *tableau général* dargestellt werden soll.<sup>55</sup> Die Ausdrücke *table* und *tableau* zielen auf Übersichtlichkeit und Bildlichkeit als wichtige Ergänzungen der lexikalischen Alphabetisierung in der *Encyclopédie*. Dafür sprechen, neben den insgesamt elf Bänden mit Bildtafeln, die diagrammatische Darstellung des *Système figuré des connoissances humaines* im ersten Band des Werks sowie das 1780 von Pierre Mouchon unter dem Titel *Table analytique et raisonnée* nachgelieferte Register (das seinerseits ein Stammbaummodell der Wissenschaften und Wissensgegenstände enthält).<sup>56</sup> Hinzu kommen die Verweise (*renvois*) von Artikel zu Artikel: eine topische Technik, die sachliche Verbindungen innerhalb des arbiträren Alphabets aufzeigt.<sup>57</sup>

Angesichts des für Diderot und d'Alembert leitenden Systemgedankens wird deutlich, dass das enzyklopädische Wörterbuch für sie keine Form des Ganzen, sondern eine Form seiner Reduktion darstellt, wie gleichfalls im *Prospectus* formuliert wird: »En réduisant sous la forme de dictionnaire tout ce qui concerne les sciences et les arts [...]«.<sup>58</sup> Neben der unumgänglichen sprachlichen Bindung allen Wissens betont Diderot in seinem Artikel »ENCYCLOPÉDIE« die damit einhergehenden Mängel. Die Sprache ist aufgrund ihrer fehlenden Systematizität nur eingeschränkt als Medium der Wissensdarstellung geeignet: »So sehen wir uns bei unserem Projekt der Vermittlung von Kenntnissen durch die Unmöglichkeit aufgehalten, die ganze Sprache ver-

54 Denis Diderot: »Enzyklopädie«, in: ders.: *Enzyklopädie. Philosophische und politische Texte aus der »Encyclopédie« sowie Prospekt und Ankündigung der letzten Bände*, hg. und übers. von Theodor Lücke, München 1969, S. 79-175, hier S. 95. Vgl. Diderot/d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie* (Anm. 17), Bd. 5 (1755), S. 635r-648v, hier S. 637r.

55 Denis Diderot: »Prospectus« (1750), in: ders.: *Ceuvres complètes*, Bd. 13, hg. von Jules Assézat/Maurice Tourneux, Ndr. Nendeln 1966, S. 129-158, hier S. 129.

56 Zu den sich überlagernden Ordnungsangeboten der *Encyclopédie* vgl. Andreas B. Kilcher: »Das unsichtbare Netz. Artistik der Enzyklopädie«, in: Monika Schmitz-Emans/Kai L. Fischer/Christoph B. Schulz (Hg.): *Alphabet, Lexikographie und Enzyklopädistik. Historische Konzepte und literarisch-künstlerische Verfahren*, Hildesheim 2012, S. 99-122; vgl. auch Stephan Kammer: »Ordnungshunger, oder: Wie man Enzyklopädistik treibt und für Realismen plädiert«, in: ebd., S. 79-98, insb. S. 92f.

57 In digitalen Enzyklopädiën, für die die alphabetische Lemmatisierung der Einträge nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, werden die *renvois* zur zentralen Vermittlungsinstanz zwischen Sprach- und Wissensordnung. Vgl. Uwe Wirth: »Zur Medialität enzyklopädischer Verknüpfung. Die Rolle des Hyperlinks im Rahmen hypertextueller Wissensorganisation«, in: Waltraud Wiethölter/Frauke Berndt/Stephan Kammer (Hg.): *Vom Weltbuch bis zum World Wide Web. Enzyklopädische Literaturen*, Heidelberg 2005, S. 287-303. Zur aktuellen lexikographischen Einordnung vgl. Stefan Engelberg/Carolin Müller-Spitzer/Thomas Schmidt: »Vernetzungs- und Zugriffsstrukturen«, in: Annette Klosa/Carolin Müller-Spitzer (Hg.): *Internetlexikografie. Ein Kompendium*, Berlin/Boston 2018, S. 153-195.

58 Diderot: »Prospectus« (Anm. 55), S. 129. In der dt. Ausgabe übersetzt mit: »Da wir alles, was die Wissenschaften und Künste betrifft, in die Form eines Wörterbuchs brachten [...]« (Diderot: »Enzyklopädie« [Anm. 54], S. 37-75, hier S. 37).

ständig zu machen.«<sup>59</sup> Das gilt vor allem, weil die *ganze Sprache* immer nur als jeweils *einzelne* Sprache erscheint, die deshalb keine wirklich zuverlässigen Lemmata liefern kann. In diesem Zusammenhang stellt Diderot eine längere Erwägung über sprachliche ›Wurzeln‹ (*radicaux, racines grammaticales*) an.<sup>60</sup> Der Ausdruck lässt eine sprachhistorische oder etymologische Argumentation vermuten, doch Diderot argumentiert synchron und pragmatisch: Die *radicaux* sind diejenigen Wörter, die im Zuge der lexikographischen Arbeit die stärkste Definitionskraft entwickeln. Man werde beim Sammeln der Wörter feststellen, dass »bei zwei Ausdrücken [*termes*], die wechselseitig [...] definiert sind, bald der allgemeinere und bald der weniger allgemeine als Sammelbegriff oder Unterscheidungsbegriff [*genre ou différence*] dient«. Der jeweils allgemeinere sei »als eines der Stammwörter [*racines grammaticales*] zu betrachten.«<sup>61</sup>

Diderot befürwortet also einen variablen Umgang mit der Unterscheidung von Wort und Begriff, um im *dictionnaire de choses* pragmatisch Übersicht zu schaffen, und sucht keinen Rückhalt bei etymologisch erschließbaren Grundbedeutungen. Auch der Artikel »ETYMOLOGIE« selbst hält dazu deutlichen Abstand. Die Vorstellung, es gebe eine notwendige Verbindung zwischen Wörtern und Dingen, wird dort nur als Effekt sprachlichen Gebrauchs und sprachlicher Sozialisierung akzeptiert.<sup>62</sup> Außerdem versteht der Verfasser – kein Sprachgelehrter, sondern der Ökonom Anne Robert-Jacques Turgot – Etymologie einzig und allein als die Erforschung der Geschichte je einzelner Wörter und grenzt aus, was über diese engste Definition hinausgeht: etwa die Frage nach dem Ursprung der Sprache oder nach den sprachlich repräsentierten Ideen.<sup>63</sup> Die Beschränkung erscheint umso wichtiger, als für Turgot die Etymologie immer zur Überschreitung der ihr gesteckten Grenzen neigt: Er bemerkt, dass sein Artikel, wollte er denn alles zur Sache Gehörige bearbeiten, »alle Wissenschaften« behandeln müsste.<sup>64</sup> Die vollständig behandelte Etymologie wäre also selbst die Enzyklopädie, zu der sie doch nur einen von zahllosen, jeweils möglichst deutlich zu definierenden Bestandteilen beisteuern soll. Wenn Turgot an dieser Stelle auf die Artikel »GRAMMAIRE, INTERJECTION, LANGUE, ANALOGIE, MÉLANGE,

59 Ebd., S. 101.

60 Ebd., S. 100–105. In der zitierten deutschen Ausgabe wird sowohl *radicaux* als auch *racines grammaticales* mit ›Stammwörter‹ übersetzt.

61 Ebd., S. 101. Im Original: Diderot/d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie* (Anm. 17), Bd. 5, S. 638r: »des deux termes qui sont définis l'un par l'autre, c'est tantôt le plus général, tantôt le moins général qui est genre ou différence; & il est évident que c'est le plus général qu'il faudra regarder comme une des racines grammaticales.« Vgl. zum Umgang mit Definitionen Marie Leca-Tsiomis: *Écrire l'Encyclopédie. Diderot: de l'usage des dictionnaires à la grammaire philosophique*, Oxford 1999, insb. S. 320–364 (Kap. »Les définitions« und »L'étymologie«).

62 »Étymologie«, in: Diderot/d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie* (Anm. 17), Bd. 6, S. 98–III, hier S. 98: »Les mots n'ont point avec ce qu'ils expriment un rapport nécessaire [...]. Cette liaison est l'effet d'une habitude formée dans l'enfance [...].«

63 Ebd.: »nous n'y comprendrons point les recherches qu'on peut faire sur les causes primitives de l'institution des mots, sur l'origine & les progrès du langage, sur les rapports des mots avec l'organe qui les prononce, & les idées qu'ils expriment.«

64 Ebd.: »mais si cet article devoit renfermer tout ce qui peut fournir aux étymologistes des conjectures ou des moyens de les vérifier, il faudroit qu'il traitât de toutes les Sciences.«

ORIGINE & ANALYSE DES LANGUES, MÉTAPHORE, ONOMATOPEE, ORTOGRAPHE, SIGNE, &C«<sup>65</sup> verweist, so bedient er sich zwar des in der *Encyclopédie* gängigen Musters, mit dem Widerspruch zwischen Alphabetisierung und Systematik umzugehen, erinnert aber gleichzeitig an das Vermögen der Etymologie, ganze Wissensarchitekturen zu strukturieren.

In durchgreifender Weise geschieht das in Enzyklopädien *avant la lettre* wie den um 600 verfassten *Etymologiae* Isidors von Sevilla, einem »Grundbuch des ganzen Mittelalters«,<sup>66</sup> oder im byzantinischen *Etymologicum magnum* aus dem 12. Jahrhundert.<sup>67</sup> Aber auch nach Etablierung der modernen alphabetisierten Sachwörterbücher findet sich der Rekurs auf die Etymologie als möglicher Inbegriff enzyklopädischer Projekte. So bezieht Friedrich Schlegel in seinen philologischen Notizen Etymologie und Enzyklopädie eng aufeinander, basierend auf einem Gegensatz zwischen Rhetorizität und Historizität: »p [Rhetorik] viell[eicht] d[er] andre Factor der K[unst] als Werkart offenbar die Antithesis zu Hist[orie]. Eine große Etymologie wäre wohl d[as] Resultat der Encykl[opädie].«<sup>68</sup> Was hier angesprochen wird, ist die frühromantische Vorstellung von »Enzyklopädistik« als einem wissenschaftlich-poetischen Projekt. Die etymologische Perspektive deutet an, dass die Sprache der Enzyklopädie nicht ohne Weiteres als Metasprache vorgestellt wird, die die gewussten Sachen verwaltet, sondern dass sie sich in einer Doppelfunktion als Speichermedium *und* als Erscheinungsform alles Wissens zeigt. Die Etymologie ließ sich daher für Schlegel als (wissens-)poetisches Verfahren dem »Hang der Sprache zur *Abstraction*« und damit dem »Princip des Verderbens, das ihr eingepflanzt ist«, entgegensetzen: »*Etymologie* und *Metapher* «(als Tendenz alle Abstr.[aktion] zu verbannen und lauter *lebendige* Worte einzuführen.)«<sup>69</sup>

Auch Novalis bedenkt im *Allgemeinen Brouillon*, seinen 1798/99 gesammelten *Materialien zur Enzyklopädistik*, die enzyklopädische Arbeit des Speicherns und Ordners von Wissen immer wieder in ihrer Wörtlichkeit. Daher bespricht er sie als Angelegenheit der Philologie. So findet sich unter dem Lemma »ENC[YCLOPAEDISTIK]« einmal, nach dem Ausblick auf eine »Theorie der Liebe«, der schlichte Hinweis »*Phililogia* (oder auch Philologie.)«<sup>70</sup> und ein andermal die Bemerkung: »Die Encyclopädistik

65 Ebd., S. 98f.

66 Günter Bernt: »Etymologie, Etymologica«, in: Robert-Henri Bautier u. a. (Hg.): *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 60f., hier Sp. 61.

67 Vgl. Renzo Tosi: »Etymologica«, in: Hubert Cancik/Helmuth Schneider (Hg.): *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Bd. 4, Stuttgart/Weimar 1998, Sp. 198-200, hier Sp. 199.

68 Friedrich Schlegel: »Philosophische Fragmente. Zweyte Epoche. II«, in: ders.: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hg. von Ernst Behler u. a., München/Paderborn 1958ff., Bd. 18: *Philosophische Lehrjahre 1796-1806 nebst philosophischen Manuskripten aus den Jahren 1796-1828*, Teil 1, hg. von Ernst Behler, S. 383, Nr. 749 (im Folgenden zitiert als KFSA).

69 Friedrich Schlegel: »Zur Philosophie. 1805. I«, in: KFSA, Bd. 19: *Philosophische Lehrjahre 1796-1806 nebst philosophischen Manuskripten aus den Jahren 1796-1828*, Teil 2, hg. von Ernst Behler, S. 48, Nr. 63.

70 Novalis: *Das Allgemeine Brouillon 1798/99*, in: ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, München/Wien 1978, Bd. 2: *Das philosophisch-theoretische Werk*, hg. von Hans-Joachim Mähl, S. 471-718, hier S. 486, Nr. 79.

hat viel Verwandtschaft mit der *Philologie*.<sup>71</sup> Auch Schlegel statuiert diese Verwandtschaft, etwa wenn er »Encykl[opädie] und φλ [Philologie]« als »Gränzbestimmung« einer als »zu *eng*« empfundenen philosophischen Wissenschaftslehre nennt<sup>72</sup> oder wenn er in seinen Heften *Zur Philologie* (1797) schlicht die Gleichung »φλ [Philologie] = Encyklop[ädie]« aufstellt.<sup>73</sup> Allerdings beäugt Schlegel in diesen Notizen die Philologie durchaus kritisch, spricht sich für »grammatischen und kritischen *Rigorism*« aus, »der doch das Wesen der φλ [Philologie] als Kunst ist«,<sup>74</sup> oder definiert Philologie als »Interesse für *bedingtes* Wissen«. <sup>75</sup> Zwar bekennt er sich zur »Vielheit der Kenntnisse« als einem »Zweck der Philol[ogie]«<sup>76</sup> und scheint sich so dem gelehrten Polyhistorismus anzunähern: »Das beständige Geschäft ist Sammeln, Excerpt. [iren], historische Recherchen, ächte Hypothesen. Lesen aller Schriftsteller, εγκυκλοπαιδisches Lesen.«<sup>77</sup> Dennoch halten diese Überlegungen, die im Rahmen einer geplanten philosophischen »Deduktion der Philologie«<sup>78</sup> stehen, einigen Abstand zur Enzyklopädistik als einer fröhlichen Wissenschaft.

Novalis verfolgt das philologisch-encyklopädistische Projekt mit mehr Emphase und weniger Reserve. Nicht nur an Polyhistorie oder Polymathie wird hier gedacht, sondern gleich an die »Möglichkeit der *Panthomathie* – ihre Nothwendigkeit – ihre *Wircklichkeit*.« In der Tat erscheint die enzyklopädische Allwissenheit in den Notaten des *Allgemeinen Brouillons* »wirklicher«, konkreter als in Schlegels diesbezüglichen Überlegungen. Die an einer Stelle erwähnte »*Topik der Alten* – Kunst d[er] Sophisten üb[er] jeden Gegenst[and] sog[leich] zu sprechen« praktiziert Novalis selbst.<sup>79</sup> In seinem enzyklopädischen Aufschreibesystem kann jeder disparate Wissensbestandteil mit der Bezeichnung eines Wissensregisters lemmatisiert und gleichsam abgeheftet werden – unter PHILOSOPHIE, METAPHYSIK, NATURLEHRE, COSMOLOGIE, ERZIEHUNGSLEHRE, ZUKUNFTSLEHRE und, neben vielen anderen, eben auch unter ENCYCLOPAEDISTIK und PHILOLOGIE. Von keinem dieser Register könnte man sagen, dass es sich um eine wissenschaftliche Disziplin handle. Alle tendieren zur Selbstüberschreitung des in ihnen Gewussten und somit zur Selbstthematization des enzyklopädistischen Projekts insgesamt. Die Philologie aber ist es, die für dessen konkrete Verschriftlichung zuständig zu sein scheint, indem sie die *Topik* des Wissens als »*materiale*[ ] *Tropik*«<sup>80</sup> realisieren soll. Der philologische Aspekt der Enzyklopädie

71 Ebd., S. 525, Nr. 287.

72 Friedrich Schlegel: »Philosophische Fragmente. Erste Epoche. II«, in: KFSa, Bd. 18 (Anm. 68), S. 32, Nr. 143.

73 Friedrich Schlegel: »Zur Philologie. II«, in: KFSa, Bd. 16: *Fragmente zur Poesie und Literatur*, Teil I, hg. von Hans Eichner, S. 69, Nr. 92.

74 Friedrich Schlegel: »Zur Philologie. I«, in: ebd., S. 44, Nr. 117.

75 Ebd., S. 46, Nr. 137.

76 Ebd., S. 35, Nr. 5.

77 Ebd., S. 38, Nr. 41.

78 Ebd., S. 36, Nr. 11.

79 Novalis: *Das Allgemeine Brouillon* (Anm. 70), S. 599, Nr. 553 und S. 612, Nr. 608.

80 Novalis: »Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen 1798«, in: ders.: *Werke*, Bd. 2 (Anm. 70), S. 309-422, hier S. 387, Nr. 334.

wäre also der Vorgang ihrer eigentlichen Buchwerdung: »Philologie im Allg[emeinen]«, so formulieren es wiederum die *Teplitzer Fragmente*, »ist die Wissenschaft der Litteratur. Alles was von Büchern handelt ist philologisch.«<sup>81</sup>

Was für ein philologisches Produkt wäre dann das enzyklopädische Buch, das von *allem* handelt? Novalis hat es mehr als einmal formuliert: Am Fluchtpunkt seiner Überlegungen steht »eine scientifische Bibel.«<sup>82</sup> Auch dieses Projekt teilt er mit Schlegel, der in seinen *Ideen* von 1799 die Bibel mit dem Konzept eines »unendlichen Buchs« identifiziert und sie »Buch schlechthin, absolutes Buch« nennt.<sup>83</sup> Novalis kommentiert zustimmend: »Eine Bibel schreiben zu wollen – ist ein Hang zur Tollheit, wie ihn jeder tüchtige Mensch haben muß, um vollständig zu seyn.«<sup>84</sup> Die Bibel ist somit kein geschlossener Kanon, sondern ein Text, von dem man grundsätzlich immer nur sagen kann, er sei »noch im Wachsen begriffen.«<sup>85</sup> Diese Verunendlichung des Absoluten, einhergehend mit einer Verabsolutierung des Unendlichen, erscheint am Ende des 19. Jahrhunderts wieder in Stéphane Mallarmés »expansion totale de la lettre.«<sup>86</sup> Sie wäre Kennzeichen einer leeren Enzyklopädie, die nicht mehr geschrieben, veröffentlicht und gelesen wird, sondern nur mehr in einer unendlichen Annäherung an Schreiben, Veröffentlichen und Lesen besteht, wobei diese Handlungen aber als radikal pragmatisch aufgefasst werden: »Écrire –«, »Publie.«, »Lire –«, »Cette pratique –«, so die evokativen Kurzeinträge in *Quant au livre* und *Le mystère dans les lettres*.<sup>87</sup>

Wenn Novalis den Philologen einen »Letternaugur« nennt,<sup>88</sup> spricht er damit ebenfalls ein *mystère dans les lettres* an, eine »grammatische Mystik«, die sich wiederum auf »alles« richtet: »Der Mensch spricht nicht allein – auch das Universum *spricht* – alles spricht – unendliche Sprachen.«<sup>89</sup> Damit rückt das Konglomerat aus Philologie, Enzyklopädie und Bibel in den Rahmen einer universalen Chiffrenlehre. Allerdings hat Hans Blumenberg in seiner Studie zu diesem Vorstellungskomplex eine ziemlich ernüchternde Analyse des frühromantischen »Beziehungswahns« gegeben, der überall Figuren und Signaturen lesen will.<sup>90</sup> Vor allem den »metaphorischen Quasi-Ernst« und die »großspurige Attitüde«<sup>91</sup> des Novalis-Schlegel'schen Bibelvorhabens sieht er – so

81 Ebd., S. 388, Nr. 342.

82 Novalis: *Das Allgemeine Brouillon* (Anm. 70), S. 599, Nr. 557.

83 Friedrich Schlegel: »Ideen«, in: KFSa, Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken, Teil 1: 1796-1801*, hg. von Hans Eichner, S. 265, Nr. 95.

84 Novalis: »Randbemerkungen zu Friedrich Schlegels ›Ideen‹ 1799«, in: ders.: *Werke*, Bd. 2 (Anm. 70), S. 719-728, hier S. 726.

85 Novalis: »Fragmente und Studien 1799/1800«, in: ders.: *Werke*, Bd. 2 (Anm. 70), S. 751-848, hier S. 766, Nr. 97.

86 Stéphane Mallarmé: »Quant au livre«, in: ders.: *Kritische Schriften*, hg. von Gerhard Goebel/Bettina Rommel, Gerlingen 1998, S. 232-263, hier S. 258.

87 Ebd., S. 231, 238, 274.

88 Novalis: »Vorarbeiten« (Anm. 80), S. 387, Nr. 334.

89 Novalis: *Das Allgemeine Brouillon* (Anm. 70), S. 500, Nr. 143.

90 Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M. 1986, S. 234.

91 Ebd., S. 240f.

scharf wie unbarmherzig – als präpotentes Gehabe zweier Jungliteraten. Dagegen wäre aber der technisch-pragmatische Zuschnitt zu profilieren, den vor allem die Überlegungen bei Novalis erhalten, der die Enzyklopädistik im *Allgemeinen Brouillon* immer wieder als Wissenschaft von der Paratextualität anvisiert. Die Überlegungen hinsichtlich einer allgemeinen »Wissenschaft der Litteratur«<sup>92</sup> werden also auf solche Elemente des Buches zugespitzt, die am Rande jeglicher Gegenstandsbestimmung stehen und umso mehr seinen materialen Charakter hervorheben: »Was soll eine *Vorrede*, ein *Titel*, ein *Motto*, ein *Plan* – eine *Einleitung* – eine *Note*, – ein *Text*, eine *Beylage* (Kupfertafeln etc.) ein *Register* seyn – und wie werden diese eingetheilt und Classificirt.«<sup>93</sup> Als Philologie verstanden, wird die Enzyklopädistik eine reine Methodologie, eine gänzlich pragmatisch ausgerichtete Metawissenschaft, die die »Klassifikation aller wissenschaftlichen Operationen« und ihre »Combinationsl[ehre]« behandelt.<sup>94</sup> Da dies nur durch »classificirende Versuche«<sup>95</sup> zu machen ist, lässt sich sagen: »*Philologisiren* ist die *wahrhaft gelehrte* Beschäftigung. Es entspricht dem *Experimentiren*.«<sup>96</sup>

### III. Roman als Enzyklopädie

Enzyklopädie und Roman berühren sich in mancher Weise. Beide versuchen sich an einer Verschriftlichung der Realien der Welt; beide sind Ergebnisse und Zeugnisse einer gewissen literarischen Besessenheit; beide befassen sich mit dem Mannigfaltigen und gehen dabei aufs Ganze. Wenn man also Romane selbst *als Enzyklopädien* versteht, ist das kein bloß metaphorisches Ansinnen. Vielmehr kommt damit eine wichtige formale Spezifik von Romanen in den Blick: ihre Fähigkeit zum Einschluss heterogener Elemente. Diese Inklusionsfähigkeit lässt sich auf widersprüchliche Weise deuten, sei es als Lizenz zur Abschweifung oder als Aufforderung zu ästhetischer Totalisierung, sei es als Inbegriff von Gattungsmischung oder als Überschreitung jeglicher Gattungslogik. So unterschiedlich sich die Kontexte, Formen und Funktionen enzyklopädischer Wissensordnungen und enzyklopädischer Aufschreibesysteme darstellen, so unterschiedlich können Romane damit umgehen. Sie können selbst unmittelbar enzyklopädisch angelegt sein oder enzyklopädisches Wissen als eines unter mehreren Merkmalen des Romanganzen definieren; sie können eine Affirmation des Enzyklopädischen darstellen oder eine ausdrückliche Gegenposition dazu (oder auch beides zugleich); sie können das in sie eingegangene Wissen programmatisch, sogar plakativ vorzeigen oder es in Handlungen, Figurenreden und Erzählerkommentaren narrativ einbinden; sie können versuchen, das positive Wissen ihrer Zeit zu versammeln oder mit literarischen Mitteln neues, anderes Wissen zu erzeugen.

92 Novalis: »Vorarbeiten« (Anm. 80), S. 388, Nr. 342.

93 Novalis: *Das Allgemeine Brouillon* (Anm. 70), S. 598, Nr. 550.

94 Ebd., S. 598, Nr. 552.

95 Ebd., S. 600, Nr. 561.

96 Ebd., S. 648, Nr. 724.



Vor allem der Widerspruch, auf enzyklopädische Weise zugleich Distanz zur Emphase des Enzyklopädischen zu halten, prägt das Zusammengehen von Roman und Enzyklopädie seit der Frühen Neuzeit. Man denke an François Rabelais' *Gargantua et Pantagruel*, in dem vom »wahren Brunnen und Abgrund der Enzyklopädie« (*le vray puy et abysme de Encyclopedie*) die Rede ist,<sup>97</sup> oder an Johann Fischarts Rabelais-Bearbeitung, die *Geschichtklitterung*, die die Tradition des frühneuzeitlichen Gelehrtenromans mitbegründet und zugleich eine Parodie enzyklopädischer Wissensbestrebungen liefert. Auch für das polyhistorische Erzählen des Barock, für die selbstreflexive Epistemologie romantischer Romane, für Émile Zolas Versuch, die Natur- und Sozialgeschichte des Second Empire in einen zwanzigbändigen Zyklus zu fassen, oder für wissenspoetologische Experimente der Moderne und Postmoderne gilt, dass Romane niemals Enzyklopädien erster Ordnung sind und auch nicht zu sein versuchen, sondern die jeweils in sie eingegangene Fülle des Wissens in irgendeiner Weise überbetonen und es so in seiner Thematisierung zugleich problematisieren.<sup>98</sup>

Besonders widerspruchreich und abgründig ist die Konstellation von Roman und Enzyklopädie im Fall von *Bouvard et Pécuchet*, Gustave Flauberts letztem, 1881 postum erschienenem Roman. Flaubert selbst beanspruchte für sein unabgeschlossenes Projekt den Titel einer Enzyklopädie: Er nannte *Bouvard et Pécuchet* eine Enzyklopädie der Dummheit, sei es der modernen oder der allgemeinen menschlichen,<sup>99</sup> und sprach von einer »espèce d'encyclopédie critique en farce«.<sup>100</sup> Diese oft zitierte, bündige Formel fasst die spezifische Art (*espèce*) dieses Romans im Ineinander von Enzyklopädie, Kritik und Farce: eine kritische Enzyklopädie »als« oder »in Gestalt einer« Farce, also eines probaten literarischen Mittels, wenn es um die Erniedrigung des Hohen, Elaborierten geht.<sup>101</sup> Demnach wäre die Farce in Flauberts Formel als Instanz der Kritik zu verstehen, womit die aufklärerische Tradition der kritischen Enzyklopädie zugleich zitiert und destruiert wird. *Bouvard et Pécuchet* ist ein Abgesang auf das enzyklopädische Begehren der Sortierung und Gewichtung des Wissens. Dennoch ist der

97 Es handelt sich hier um den französischen Erstbeleg des Wortes; vgl. Henningsen: »Enzyklopädie« (Anm. 1), S. 286.

98 Vgl. dazu das von mir herausgegebene Dossier »Roman als Enzyklopädie«, in: *Arcadia* 48.2 (2013), S. 259–410, mit Beiträgen zu Fischarts *Geschichtklitterung* (Tobias Bulang), Lohensteins *Arminius* (Andreas B. Kilcher), Jean Pauls *Titan* (Monika Schmitz-Emans), James Fenimore Coopers *Leatherstocking* (Jörg Thomas Richter), Émile Zolas *Les Rougon-Macquart* (Ulrike Vedder), Dalcídio Jurandirs Amazonien-Zyklus (Willi Bolle) und Dietmar Daths *Für immer in Honig* (Stefan Willer).

99 »Ce sera une espèce d'encyclopédie de la Bêtise moderne« (Brief an Adèle Perrot, 17.10.1872, in: Gustave Flaubert: *Correspondance*, hg. von Jean Bruneau/Yves Leclerc, 5 Bde., Paris 1973–2007, Bd. 4, S. 590); »L'ouvrage que je fais pourrait avoir comme sous-titre »encyclopédie de la Bêtise humaine« (Brief an Raoul-Duval, 13.10.1879, ebd., Bd. 5, S. 535).

100 Brief an Edma Roger des Genettes, 19.08.1872, in: Flaubert: *Correspondance* (Anm. 98), Bd. 4, S. 559.

101 Zur theatergeschichtlichen Herkunft der Farce aus den Zwischenakten spätmittelalterlicher Mysterienspiele vgl. Alan E. Knight: *The Late Medieval French Farce. A Study in Cultural Paradox*, New Haven 1965.

Roman in seinen Techniken der Wissensverarbeitung und im Versuch, daraus einen genuin modernen Roman entstehen zu lassen, selbst ein enzyklopädisches Unterfangen.<sup>102</sup>

Die überaus spärliche Handlung scheint fast ausschließlich ein Vehikel zur Darstellung wissenschaftlichen Wissens zu sein; allerdings auf merkwürdige Weise. Bouvard und Pécuchet, zwei Pariser Angestellte – Schreiber, »copistes«<sup>103</sup> –, ziehen sich mit einem kleinen ererbten Vermögen in das fiktive normannische Provinzstädtchen Chavignolles zurück, wo sie sich über etliche Jahre mit praktischen und theoretischen Wissenschaften befassen, von der Agrikultur über die Naturwissenschaften und Medizin, Geschichte, Literatur und Politik, bis hin zum Spiritismus, der Religion und der Pädagogik. Flauberts Protagonisten verkörpern geradezu beispielhaft ein Wissen, das zu nichts führt. Stets aufs Neue bringen sie sich nach Kräften auf den jeweils aktuellen Wissensstand, betreiben für kurze Zeit ihre Forschungen und lassen sie dann unverrichteter Dinge liegen. In der Aufreihung immer neuer Unzulänglichkeiten liegt sowohl das Vergnügliche als auch das Monotone der Romanhandlung, wobei sich das eine kaum vom anderen trennen lässt.<sup>104</sup> Allerdings sollte man angesichts des seriellen Scheiterns nicht übersehen, wie wissbegierig Bouvard und Pécuchet über viele Jahre hinweg bleiben. Ebenso bemerkenswert wie ihre Unfähigkeit ist die Unverdrossenheit, mit der sie ihren Weg durch die *enkyklios paideia* fortsetzen. Als sie etwa den Arzt von Chavignolles um eine Belehrung in Sachen Chemie angehen, sehen sie bei ihm die Abbildung einer anatomischen Lehrfigur, und sofort vermag sich Pécuchet für die nächste Disziplin zu begeistern: »Ce doit être une belle étude que l'anatomie?«<sup>105</sup>

Nicht nur in ihrem Wissensdrang, auch in ihrem Habitus und ihren Praktiken scheinen sich Flauberts Protagonisten zu bemühen, als mustergültige Wissenschaftler im Sinn des 19. Jahrhunderts aufzutreten.<sup>106</sup> Sie tun das allerdings als Dilettanten. Gerade das lässt sie als Karikaturen der Fachleute erscheinen und birgt eine Kritik der

102 Aus der ausführlichen Forschung vgl. Claudine Cohen: »Bouvard et Pécuchet réécrivent les sciences«, in: *Alliage* 37-38 (1998), online unter <http://www.tribunes.com/tribune/alliage/37-38/cohen.htm> (aufgerufen am 20.02.2021); Dietrich Scholler: *Umzug nach Encyclopaedia. Zur narrativen Inszenierung des Wissens in Flauberts »Bouvard et Pécuchet«*, Berlin 2002; Hildegard Haberl: *Écriture encyclopédique – écriture romanesque. Représentation et critique du savoir dans le roman allemand et français de Goethe à Flaubert*, Thèse, EHESS/Universität Wien 2010. Zu den folgenden Überlegungen vgl. ausführlicher Stefan Willer: »Wie unnützlich ist das Wissen von Bouvard und Pécuchet?«, in: Jill Bühler/Antonia Eder (Hg.): *Das unnütze Wissen (in) der Literatur*, Freiburg 2016, S. 217-234.

103 Gustave Flaubert: *Bouvard et Pécuchet. Avec des fragments du »second volume«*, dont le *Dictionnaire des idées reçues*, hg. von Stéphanie Dord-Crouslé, Paris 1999, S. 48.

104 Vgl. Hans Jost Frey: »Flauberts Monotonie«, in: ders.: *Der unendliche Text*, Frankfurt a. M. 1990, S. 202-229, darin zu *Bouvard et Pécuchet* S. 220-229.

105 Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* (Anm. 103), S. 108.

106 So kann Scholler seine Studie *Umzug nach Encyclopaedia* (Anm. 102) aufgrund der wissenschaftlichen Tätigkeiten der Protagonisten gliedern (z. B. Studieren, Dozieren, Experimentieren, Sammeln, Notieren).

neuen, disziplinären Wissenssystematik.<sup>107</sup> Bei alledem ist von Bedeutung, dass und wie ihr Weg durch das Curriculum der empirischen und schöngeistigen Wissenschaften schließlich zurück zum alten Kopistentum führt. So stellt sich gemäß Flauberts nachgelassenen Notizen ein möglicher Abschluss des im Manuskript abbrechenden zehnten Kapitels dar: »Bonne idée nourrie en secret par chacun d'eux. Ils se la dissimulent [...] puis se la communiquent simultanément: copier. [...] Ils s'y mettent.«<sup>108</sup> Der von Flaubert skizzierte Schluss des ersten Bandes zeigt die beiden über ihre Pulte gebeugt beim Abschreiben: »Finir par la vue des deux bonshommes penchés sur leur pupitre, et copiant.«<sup>109</sup> Die Helden sollten dem Ideal des wissenschaftlichen Fortschritts abschwören und sich nur mehr als Dokumentaristen und Archivare des Wissens betätigen, also letztlich selbst zu Enzyklopädisten werden, wie Flauberts Plänen für einen zweiten Band des Romans zu entnehmen ist.

Mit dem zweiten Band von *Bouvard et Pécuchet* hätte es eine merkwürdige Bewandnis gehabt. Offenbar sollte er eben jene Abschriften enthalten, an die sich die Protagonisten zum Ende des ersten Bandes setzen, also eine fiktionsimmanente Sammlung von Kopien wissenschaftlicher Literatur.<sup>110</sup> Was konkret vorliegt, sind aber die vom empirischen Autor Flaubert angefertigten Kopien, seine Notizen und Exzerpte. Demnach wäre der zweite Band insgesamt zur Dokumentation der Vorstudien des Romans geworden. In der Flaubert-Philologie wurde und wird intensiv diskutiert, welche unter den tausenden von nachgelassenen Blättern in ihrer »hétérogénéité profonde et polymorphe«<sup>111</sup> als Grundlage des zweiten Bandes zu klassifizieren seien. Eine tatsächliche Textkonstitution bezeichnete schon Guy de Maupassant, der nach Flauberts Tod die erste Sichtung des Nachlasses übernommen hatte, als »unausführbar«,<sup>112</sup> und fast alle Editoren sind ihm in dieser Einschätzung gefolgt. In den meisten Ausgaben beschränkt sich die Auswahl letztlich auf eine überschaubare

107 Dahingehende Perspektivierungen des Dilettantismus im 19. und 20. Jahrhundert finden sich in: Safia Azzouni/Uwe Wirth (Hg.): *Dilettantismus als Beruf*, Berlin 2010. Zum Problem von Dilettantismus und Expertentum in *Bouvard und Pécuchet* vgl. Karin Westerwelle: »Fiktionen des Wissens. Bouvard und Pécuchet«, in: *Merkur* 66 (2012), Nr. 760, Doppelheft *Macht und Ohnmacht der Experten*, hg. von Christian Demand, S. 971-979.

108 Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* (Anm. 103), S. 399. »Ein guter Gedanke, den beide heimlich hegen. Sie verschweigen ihn voreinander [...], dann endlich teilen sie ihn sich gleichzeitig mit: *Abschreiben wie früher* [...]. Sie gehen ans Werk.« (Gustave Flaubert: *Bouvard und Pécuchet*, übers. von Thomas Dobberkau, Berlin 1980, S. 347. Die Übersetzung folgt der Pléiade-Ausgabe, Paris 1975, S. 301, in der die Formel lautet »copier, comme autrefois«.)

109 Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* (Anm. 103), S. 401.

110 Vgl. Jacques Neefs/Claude Mouchard: »Vers le second volume: »Bouvard et Pécuchet«, in: Raymonde Debray-Genette (Hg.): *Flaubert à l'œuvre*, Paris 1980, S. 169-217; Anne Herschberg Pierrot: »Ironie et érudition. Le second volume de »Bouvard et Pécuchet«, in: Vincent Jouve/Alain Pagès (Hg.): *Les Lieux du réalisme*, Paris 2005, S. 257-283.

111 Stéphanie Dord-Crouslé: »Fragments pour le second volume«, in: Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* (Anm. 103), S. 403-409, hier S. 405.

112 Brief von Maupassant an Flauberts Nichte, 30.07.1881, zit. nach Dord-Crouslé: »Fragments pour le second volume« (Anm. 111), S. 403: »je crois maintenant cette besogne inexécutable.«

Anzahl von Fragmenten, etwa die *Notes des auteurs précédemment lus*, der *Catalogue des idées chic* oder das *Album de la marquise*.<sup>113</sup>

Am bekanntesten unter diesen Fragmenten ist sicherlich der *Dictionnaire des idées reçues*. In dieser Kollektion von Gemeinplätzen interessieren ›Ideen‹ nicht in ihrem Gehalt, sondern in ihrem Charakter des Konventionellen, Herkömmlichen, Überkommenen (*reçu*); der *Dictionnaire* dokumentiert nicht eigentlich einen Wissensstand, sondern eine bestimmte Art des Bescheid wissenden Sprachgebrauchs. Diese vermeintliche Expertise richtet sich unterschiedslos auf alles Mögliche. Die Einträge lauten etwa: »ABSINTHE. Poison extra-violent. A tué plus de soldats que les Bédouins!«, »FIÈVRE. Prouve la force du sang. Est causée par les prunes«, »LUNE. Inspire la mélancolie. Est peut-être habitée ?« oder »PALMYRE. Reine d'Égypte ? – ou ruines ? on ne sait pas.«<sup>114</sup> Es werden also stark verengte oder gänzlich unzureichende Definitionen mit bestimmten Konversationstopoi verknüpft, die selbst noch die Geste des philosophischen Staunens und Wissenwollens zum Klischee werden lassen. Viele der Einträge haben einen gleichsam memorativen Gestus, so als müsse man sich die Gemeinplätze immer neu einprägen: »EUNUQUE. Fulminer contre les castrats de la chapelle Sixtine«, »STUART (Marie). S'apitoyer sur son sort« oder »VACCINE. Ne fréquenté que les personnes vaccinées.« Da dieser Sprachgebrauch unkommentiert dokumentiert wird, handelt es sich in gewisser Weise um einen *dictionnaire critique* nach dem Muster Pierre Bayles. Dazu passt, dass die Einträge keiner sachlichen Systematik, sondern nur der Arbitrarität des Alphabets folgen.<sup>115</sup> Die Intention dieser Sammlung ist jedoch kaum auf die kritische Entlarvung eines solchen Sprechens zu reduzieren. Gerade als Vorhaben der fiktiven Kompilatoren Bouvard und Pécuchet müsste man es sich vielmehr radikal affirmativ vorstellen.

Damit richtet sich der Blick auf die textkonstitutive Funktion des Wissens in *Bouvard et Pécuchet* insgesamt. Denn Wissen – szientifisches, historisches, belletristisches sowie para- und pseudowissenschaftliches – ist nicht nur der Gegenstand von Bouvards und Pécuchets Bemühungen, sondern auch der Stoff, durch den sich Flaubert selbst hindurchgearbeitet hat. Schon lange vor *Bouvard et Pécuchet* hatte er die Technik entwickelt, vor der eigentlichen Niederschrift seiner Erzähltexte ausführliche Stoffsammlungen anzulegen: Für die historisch-orientalistischen Szenarien von *Salammbô* und *Hérodiade* ebenso wie für die zeitgenössisch-zeitgeschichtlichen von *Madame Bovary* oder *L'éducation sentimentale* betrieb er jahrelange Vorstudien. Wie kaum einem anderen Autor des 19. Jahrhunderts war Flaubert daran gelegen, den

113 In der hier verwendeten Ausgabe finden sich – neben weiteren – die beiden erstgenannten Sammlungen. Die Gründe gegen eine Aufnahme des *Album de la marquise* nennt Dord-Crouslé: »Fragments pour le second volume« (Anm. 111), S. 408 f. Vgl. auch die umfangreiche deutsche Ausgabe: Gustave Flaubert: *Universalenzyklopädie der menschlichen Dummheit*, hg. und übers. von Hans-Horst Henschen, 2 Bde., Frankfurt a. M. 2004.

114 Diese und die folgenden Nachweise aus der zitierten Ausgabe, Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* (Anm. 103), S. 417–450, unter dem jeweiligen alphabetischen Eintrag.

115 Zum Zusammenhang von Flauberts *Dictionnaire* mit der Konjunktur des Konversationslexikons im 19. Jahrhundert vgl. Kilcher: *Mathesis und poiesis* (Anm. 31), S. 304 f.

Gegenstandsbereich seiner Werke jenseits des bloßen Sujets enzyklopädisch zu erschließen. ›Stoff‹ meint also sowohl das Thematische des Gegenstands als auch seine Materialität, und er deutet bei Flaubert vor allem auf den *Stoffwechsel*, auf denjenigen Umwandlungsprozess, in dem der Stoff zu literarischem Text wird.

Für seinen letzten Roman steigerte Flaubert die Arbeit am Material bis zum Exzess.<sup>116</sup> Die Fülle der von ihm studierten Literatur aus verschiedenen Disziplinen ist geradezu legendär, wobei er in seinen begleitenden Selbstkommentaren an der Legendenbildung bereitwillig mitwirkte. Zu Beginn des letzten Arbeits- und Lebensjahres veranschlagte er die Anzahl der durchgearbeiteten Bände auf mehr als 1.500 und die Dicke seiner Notizenmappe auf acht Daumen.<sup>117</sup> Mit wachsender Quantität intensivte sich die Mühe bei der Umwandlung dieses Stoffes, was sich in Flauberts Briefen in einer durchgängigen Metaphorik des Metabolismus ausdrückt. Immer wieder betont er Akte des Einverleibens (innerhalb eines Jahres habe er 194 Bände »verschlungen«, er sei mit Lektüre »gemästet«<sup>118</sup>) und imaginiert hyperbolische Ausscheidungsvorgänge: Über seine Zeitgenossen will er »den Ekel ausspucken, den sie in mir erregen [...], meinen Groll ausdünsten, meinen Hass auskotzen, meine Galle auswürgen, meine Wut abspritzen, mich von meinem Ärger reinigen«,<sup>119</sup> bevor er »krepieri«, möchte er seinen Mitmenschen noch »ein paar Kübel Scheiße« über den Kopf kippen.<sup>120</sup>

Enzyklopädisches Wissen dringt also fortwährend in den Romantext ein und speist ihn unausgesetzt. Es ist auf seltsame Weise unnütz und nutzbringend zugleich. Was auf der Figuren- und Handlungsebene des Romans als ziel- und nutzlos klassifiziert werden kann, ist auf der Ebene der Textkonstitution immer schon nützlich, im Sinne des Produktiven, des Funktionalen, der Wirksamkeit. So gesehen steht *Bouvard et Pécuchet* zweifellos in der wissenspoetologischen Kontinuität des französischen Romans, der im 19. Jahrhundert die Wissenschaften »reflektiert, anwendet und umschreibt«,

116 Vgl. Jacques Neefs: »Couper, copier, coller. Les dossiers de ›Bouvard et Pécuchet‹«, in: Sonya Stephens (Hg.): *Esquisses/ébauches. Projects and Pre-Texts in Nineteenth-Century French Culture*, New York u. a. 2007, S. 113-121; Atsushi Yamazaki: »Bouvard et Pécuchet: ou la pulvérisation de la philosophie«, in: *Études de langue et littérature françaises* 90 (2007), S. 81-100. Die Materialien befinden sich in der Bibliothèque municipale von Rouen und sind online zugänglich; vgl. [http://flaubert.univ-rouen.fr/bouvard\\_et\\_pecuchet](http://flaubert.univ-rouen.fr/bouvard_et_pecuchet) (aufgerufen am 20.02.2021).

117 »Savez-vous à combien se montent les volumes qu'il m'a fallu absorber pour mes deux bonshommes? À plus de 1 500! Mon dossier de notes a huit pouces de hauteur.« (Brief an Edma Roger de Genettes, 24./25.01.1880, in: Flaubert: *Correspondance* [Anm. 99], Bd. 5, S. 796)

118 »Savez-vous combien j'ai avalé de volumes depuis le 20 septembre dernier? 194!« (Brief an Edma Roger de Genettes, 04.08.1873, in: ebd., Bd. 4, S. 695), »Je suis gorgé de lectures pieuses.« (Brief an Iwan Turgenjew, 08.11.1879, in: ebd., Bd. 5, S. 737)

119 »Tout cela dans l'unique but de cracher sur mes contemporains le dégoût qu'ils m'inspirent. Je vais enfin dire ma manière de penser, exhaler mon ressentiment, vomir ma haine, expectorer mon fiel, éjaculer ma colère, déterger mon indignation.« (Brief an Léonie Brainne, 05.10.1872, in: ebd., Bd. 4, S. 583)

120 »Et je ne voudrais pas crever avant d'avoir déversé encore quelques pots de merde sur la tête de mes semblables.« (Brief an Iwan Turgenjew, 08.11.1879, in: ebd., Bd. 5, S. 737)

um so – weit jenseits vermeintlich realistischer Nachahmungspostulate – die »Authentizität und Bedeutsamkeit der Erzählung zu beglaubigen«. <sup>121</sup> Ausführlich zu erläutern wäre allerdings der komplizierte Perspektivismus von Flauberts Roman. Er entsteht, kurz gesagt, aus der Fiktionalisierung wissenschaftlichen Wissens im Modus einer doppelten internen Fokalisierung (Bouvard *und* Pécuchet), wobei sich momentweise eine externe Erzählinstanz einschalten kann, die das Geschehen aus einer zeitlich späteren Warte kommentiert, also auch wissenshistorisch perspektiviert. <sup>122</sup> Auch wenn man also den Stellenwert des Umschreibens bei Flaubert wesentlich stärker gewichten muss als den der Beglaubigung, bleibt doch der Nutzen des von ihm angeeigneten Wissens in funktioneller Hinsicht unübersehbar. *Bouvard et Pécuchet* ist als enzyklopädischer Roman das Ergebnis einer im spezifisch literarischen Sinne angewandten Wissenschaft.

Flauberts briefliche Äußerungen aus der Entstehungszeit von *Bouvard et Pécuchet* zeugen allerdings weniger vom Stolz des Wissenserwerbs als vielmehr von einer für die moderne Literatur exemplarischen Selbstpathetisierung. Die leidvolle Arbeit dieses enzyklopädischen Autors bestand darin, immer mehr Wissen zu schlucken, bis zum Ersticken, weil er (um ein Diktum von Max Liebermann umzukehren) nicht so viel kotzen konnte, wie er fressen musste. Auch wenn er Bouvard und Pécuchets Pathos des Opfers für die Wissenschaft deutlich ironisch stilisierte, <sup>123</sup> pathetisierte er doch rückhaltlos sein eigenes Leiden am Wissen, das er auf sich nahm, um sein letztes Werk als Monument der modernen Kunst zu errichten. Denn das in seiner Vielfalt ungestaltete Material war in einen stilistisch bis ins letzte Detail durchgearbeiteten literarischen Text umzuwandeln, der aber trotzdem die ihm zugrunde liegende Heterogenität und Heteronomie deutlich, ja überdeutlich ausstellen sollte. Es war dieser mehrfache Widerspruch zwischen der textkonstitutiven und der poetologischen Funktion von Wissen, an dem Flaubert schließlich zugrunde ging, als er in der Arbeit am Ende des ersten Bandes seine finale Hirnblutung erlitt.

Der Weg in die literarische Affirmation enzyklopädischen Wissens, den vor ihm Balzac beschritten hatte und den Zola seit den 1860er Jahren mit Begeisterung verfolgte, war für Flaubert also ausgeschlossen, auch wenn sein Selbstbild als Schriftsteller darauf beruhte, die *allures de la science* zu übernehmen, vor allem die szientifische Objektivität und Kühle. <sup>124</sup> Darum wird aber die Literatur trotzdem nicht mit der Wissenschaft identisch, auch nicht in ihrer enzyklopädischen Ausprägung. Sonst wäre *Bouvard et Pécuchet* nicht nur von seinem Gegenstand »Wissenschaft«, sondern auch

121 Cohen: »Bouvard et Pécuchet réécrivent les sciences« (Anm. 102), o. S.: »Le roman du XIXe siècle réfléchit, applique, réécrit les sciences [...]. [T]out se passe comme si la caution de la science apparaissait alors nécessaire pour valider l'authenticité et la pertinence du récit romanesque.«

122 Vgl. meine genaueren Erläuterungen in Willer: »Wie unnützlich ist das Wissen von Bouvard und Pécuchet?« (Anm. 102).

123 »Ils ambitionnaient de souffrir pour la science« (Flaubert: *Bouvard et Pécuchet* [Anm. 103], S. 111), übersetzt als: »ihr Bestreben war es, für die Wissenschaft Opfer zu bringen« (Flaubert: *Bouvard und Pécuchet* [Anm. 108], S. 68).

124 »La littérature prendra de plus en plus les allures de la science.« (Brief an Louise Colet, 06.04.1853, in: Flaubert: *Correspondance* [Anm. 99], Bd. 2, S. 298)

von wissenschaftlicher Methodik nicht zu unterscheiden – was aber beides sehr wohl der Fall ist. In Flauberts Poetologie hat das *Wissen* einen programmatisch anderen Stellenwert als das *Schreiben*. Sein Roman als Ergebnis einer enormen Anstrengung des literarischen Schreibens ist das Andere des enzyklopädischen Wissens. Allerdings muss man, um dieses Andere erreichen zu können, sich das Wissen zunächst auf umfassende, enzyklopädische Weise angeeignet haben. Beim Schreiben selbst muss man dann aufhören zu wissen, wobei dieses Aufhören Teil des literarischen Prozesses ist: Zurückweisung des angeeigneten Wissens im Zuge des Schreibens. Indem Flauberts letzter Roman diese Zurückweisung selbst lesbar macht, wird er zum exemplarischen, und das heißt auch: zum liminalen enzyklopädischen Roman der Moderne.